

ROISIN  
MCAULEY

*Wilde*  
Asterii



Weltbild

Die Filmproduzentin Louise ist auf der Suche nach einem ganz besonderen Drehort. Als sie zufällig auf das idyllisch gelegene Landhaus Wooldene Hall stößt, ist sie sofort begeistert: Das ist genau der Ort, von dem sie so lange geträumt hat!

Je öfter sie nach Wooldene fährt, desto lieber gewinnt sie das alte Haus und natürlich auch seine Bewohner. Aber noch ahnt sie nicht, dass Wooldene nicht nur zur Kulisse ihres Films, sondern auch zur Bühne für dramatische Ereignisse in ihrem eigenen Leben werden wird: für Hass und Rache, Trauer – und die Liebe.

Roisin McAuley

# Wilde Asten

Roman

Aus dem Englischen von Ursula Bischoff

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Roisin McAuley, geboren 1948, arbeitet als Fernsehjournalistin für die BBC in Nordirland. Neben ihren zahlreichen Fernseh- und Radiodokumentationen hat sie sich einen Namen als Schriftstellerin gemacht.

Die englische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel Finding Home bei Sphere, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Roisin McAuley

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Knauer Taschenbuch Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Ursula Bischoff

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-761-5

Für Richard

## *Louise*

Der Winter war nicht mehr weit.

An jenem Spätnachmittag Anfang November erspähte ich durch die kahlen Bäume und Hecken – die in Oxfordshire die Landstraßen säumen und mit ihren gedämpften Grau- und Brauntönen wie Bildsequenzen aus einem Stummfilm an mir vorüberhuschten – Häuser, Scheunen, von der Sonne gebleichte Felder, einen Wald, das steile Dach eines Gebäudes und hohe windschiefe Schornsteine, die sich zum Himmel streckten.

»Halt!«, rief ich. »Fahr ein Stück zurück. Ich glaube, ich habe da etwas gesehen.«

Rebecca legte den Rückwärtsgang ein und hielt an einem Torweg. Der Wald war vom Unterholz befreit. Er sah aus, als hätte man ihn mit einem Besen blank gefegt. Nackte Bäume ragten aus einem Teppich kupferfarbener Blätter, den Elementen preisgegeben. Die Sonne überzog ihre Stämme und Äste mit einem bernsteinfarbenen Schimmer. Wilde Astern blühten vereinzelt am Wegesrand. Was mir wie ein vorüberhuschender Film erschienen war, verwandelte sich nun in eine Einzelaufnahme, eine Sepiafotografie.

»Nennt man das eigentlich Gehölz?« Das Wort fühlte sich fremd in meinem Mund an. Ich war in Büchern darauf gestoßen. In Irland war es mir nie zu Ohren gekommen.

»Mich darfst du so etwas nicht fragen. Ich bin eine typische Großstadtpflanze. In London verwurzelt, in Shepherd's Bush. Dort gibt es keine Schäfer, keine Schafe, keine Büsche, keine Bäume. Ich habe keinen blassen Schimmer, was man unter Gehölz versteht.«

»In Shepherd's Bush Green gibt es sehr wohl Bäume.«

»Leg nicht jedes Wort auf die Goldwaage, Louise.«

»Ich lege nur Wert auf Details.«

Wir stiegen aus und gingen zu Fuß die Straße entlang, zurück zu der Stelle, an der wir durch die Bäume das Dach und die verzierten Schornsteinkästen eines Gebäudes gesehen hatten, das eine Hall, ein Herrenhaus im elisabethanischen Stil, zu sein schien.

Rebecca betrachtete das Haus aus der Ferne, das Gebälk und die Giebelwand, die schmalen Fenster mit Rahmenwerk, gerade noch erkennbar

am anderen Ende des Waldes, hinter den braunen Ackerfurchen eines gepflügten Feldes, ungefähr eine Viertelmeile von uns entfernt.

»Gut, dass du es gesehen hast, Louise.« Sie blickte sich um. »Das Haus liegt in einer Talsenke. Es muss einen Weg geben, der hinunterführt.«

Auf dem Rückweg nach London waren wir eine Nebenstraße entlanggefahren, um die ländliche Region genauer in Augenschein zu nehmen. Wir hatten zwei enttäuschende Tage mit der Suche nach einem Anwesen aus dem sechzehnten Jahrhundert verbracht, das als Drehort für das ehrgeizigste Filmprojekt in Rebeccas Karriere in Frage kommen könnte. »Das ist mein Durchbruch«, hatte sie verkündet, als sie mich an Bord geholt hatte. »Die große Chance, auf die ich gewartet habe. Mit dieser Produktion könnte mir der Aufstieg in die erste Liga gelingen. Und dir auch, Louise.«

Zu diesem Zeitpunkt schien die Finanzierung weitgehend gesichert. Die namhaften Stars, die auf jeden Geldgeber beruhigend wirkten, waren dabei, ihre Verträge auszuhandeln. Ein Produktionsdesigner arbeitete an den ersten Skizzen und Storyboards zu den Filmszenen.

Das Drehbuch war jedoch noch nicht fertig. Einer der Geldgeber, eine amerikanische Filmverleihfirma, hatte Vorbehalte, was den dritten Entwurf des Skripts betraf. Das war nicht ungewöhnlich. Rebecca nahm solche Änderungswünsche gelassen hin. Größere Sorgen bereitete ihr die Suche nach einem geeigneten Drehort.

Sie hatte sich ein Tudor-Haus in Cheshire vorgestellt. Doch bis die Zusage des britischen Film Council für die Finanzierung des ersten Drehbuchentwurfs vorlag, war die Schauspielerinnen, die für die Hauptrolle vorgesehen war und deren renommierter Name die übrigen Geldgeber überzeugt hatte, schwanger geworden und hatte Zwillinge zur Welt gebracht. Die Kinder waren inzwischen zehn Monate alt. Die Schauspielerinnen bestand deshalb auf der vertraglichen Zusicherung, dass sie jeden Abend im Anschluss an die Dreharbeiten nach London zurückkehren konnte, um bei ihnen zu sein. Aus diesem Grund musste Rebecca nun einen Drehort finden, der von London aus bequem mit dem Auto zu erreichen war, oder ein Flugzeug bereitstellen. Eine ganze Horde von speziellen Agenturen hatte sich auf die Suche nach einer geeigneten Location begeben, aber nichts Brauchbares aufgetan. Die Schauspielerinnen hatte einige Häuser in den Chilterns vorgeschlagen. Rebecca und ich waren hingefahren, um sie vor Ort zu besichtigen. Das eine besaß keinerlei Parkmöglichkeiten, das andere war im Queen-Anne-Stil erbaut, stammte also aus der falschen Epoche.

»Drück die Daumen«, sagte Rebecca.

Wir kehrten zum Auto zurück. Rebecca bog in einen einspurigen Weg ein, der

am Rand des Waldes entlangführte und sich ins Tal hinabschlängelte. Ungefähr nach einer halben Meile erreichte die Straße den tiefsten Punkt und beschrieb eine Linkskurve. Wir kamen an einer Sägemühle, einer Reihe von Cottages neben einem Teich und an einem Bauerngehöft vorbei, mit Wirtschaftsgebäuden und Holzscheunen – und einem Schild, das Eier von freilaufenden Hühnern anpries.

Schafe weideten auf dem Grasland, das sich auf der einen Seite des Weges befand. Auf der anderen Seite tauchten kraftlose Sonnenstrahlen ein schräg abfallendes Stoppelfeld in ihren blassgoldenen Schein. Ein Mann in Tweedjacke und Reithosen lehnte an einem Baum inmitten des Ackers. Er trug ein Gewehr unter dem Arm, ein schwarz-weißer Spaniel saß ihm zu Füßen.

Ein Gemälde kam mir blitzartig in den Sinn. Ein Baum, ein Getreidefeld, Wolken am Himmel, ein Mann mit Hund und Gewehr.

»Er erinnert mich an einen dieser Gutsbesitzer, die Reynolds oder Gainsborough gemalt haben«, sagte ich. »Selbstzufrieden. Den Blick auf seine Ländereien gerichtet. Gebieter all dessen, was sich vor seinen Augen ausbreitet. Wie bei Gainsborough in der National Gallery, Mr. And Mrs. Andrews.«

Rebecca fuhr langsamer. »Ich weiß, was du meinst.« Sie warf einen kurzen Blick zur Seite, bevor sie wieder beschleunigte. »Ich sehe keine Mrs. Andrews.«

»Sollte er unbeweibt sein, kannst du ihn haben.«

»Hast du den Männern abgeschworen?«

»Da, wo ich aufgewachsen bin, stehen englische Großgrundbesitzer nicht besonders hoch im Kurs«, erwiderte ich trocken.

Auf der linken Seite der schmalen Straße tauchte nun eine zerbröckelnde Mauer aus Backsteinen auf. Vor uns, im Winkel einer Kurve, standen zwei auffällige Torpfosten wie Schranken vor einer Zufahrt, die von zwei Baumreihen gesäumt war. Ein handgemaltes Holzschild hing von dem schmiedeeisernen Bogen zwischen den Pfosten herab. »Wooldene Hall Herb Farm and Garden Centre. Pflanzen. Kompost. Christbäume. Stechpalmen. Mistelzweige.«

Rebecca lenkte den Wagen langsam durch das offene zweiflügelige Tor. Die Allee stieg leicht an, dann führte sie bergab und um einen niedrigen Hügel herum. Hinter einer hohen Mauer kamen abermals Giebel und Schornsteine in Sicht. Der Weg machte eine Biegung und wurde breiter, er verlief zwischen der Mauer und einem Gebäudekomplex, der früher offenbar Stallungen beherbergt hatte und in ein Gartencenter umgewandelt worden war. Es war

offensichtlich geschlossen. Christbäume standen im Hof aufgereiht, wie ein Wald im Miniaturformat. Wir parkten gegenüber einer Holztür, die in die Mauer eingelassen war.

Wir versuchten das Datum zu entziffern, das in den Türsturz eingraviert war: 1498.

»Fünfhundert Jahre alt«, meinte Rebecca. »Ich wüsste gern, in was für einem Zustand es sich befindet.«

Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Rebecca drückte gegen die Tür. Sie schwang auf.

»Schau dir das an! Perfekt«, rief sie aus.

Die Fassade aus Back- und Feuerstein war in rötliches Licht getaucht, die Fenster mit den Mittelstreben funkelten in der untergehenden Sonne. Das Haus und die hohen Schornsteine zeichneten sich in vollendeter Klarheit ab, wie eingerahmt von der Luft ringsum.

Der Garten vor dem Haus war durch schmale, längs und quer verlaufende Ziegelwege in quadratische und rechteckige Blumenbeete und in kleine, von niedrigen Spindelhecken gesäumte Rasenflächen unterteilt. Die blühenden Asters bildeten ein herbstliches Farbenmeer. Jenseits der Geometrie des formalen Gartens ging eine schmucklose Rasenfläche nahtlos in eine Weide über, auf der sich schwarze Rinder neben einem hoch aufragenden, entlaubten Baum um einen Trog scharten.

Ich lebte in London. Ich verbrachte meine Freizeit in Kinos, Theatersälen, Museen, Kunstgalerien, Bars und Restaurants. Die Großstadt war meine Spielzeugkiste und mein Sprungbrett für Abenteuer. Zum ersten Mal in meinem Leben stand es mir frei, an Wochenenden und Feiertagen nach Paris, Rom oder Amsterdam zu fliegen. Manchmal fuhr ich auch nach Hause, nach Belfast. Gelegentlich besuchte ich Freunde in Brighton, Manchester oder Glasgow und erhaschte aus dem Zugfenster einen Blick auf die ländliche Idylle, während ich von Stadt zu Stadt eilte.

Ich hatte nie zuvor ein Haus gesehen, das so harmonisch in die Landschaft eingebettet war, als wäre es natürlich gewachsen, wie die Bäume in dem ummauerten Obstgarten, die dichten, kunstvoll beschnittenen Hecken oder das Gras auf den Wiesen und Feldern. Während mein Gehirn dieses zeitlose Bild beschaulicher Stille in sich aufnahm, wurde mir bewusst, dass ich in London lebte, ohne mich in England wirklich heimisch zu fühlen. Nun hatte ich das Gefühl, diesem Land zum ersten Mal zu begegnen und es wie eine Fremde mit anderen Augen zu sehen.

»Auf dem Geschäftsschild ist eine Telefonnummer angegeben. Ich rufe den Besitzer an.« Rebecca tippte die Nummer in ihr Handy ein. »Mist. Kein

Empfang.« Sie steckte das Telefon in ihre Handtasche und holte eine Kamera heraus. »Ich werde ein paar Fotos machen.«

Plötzlich fielen mir die Bruchstücke eines Gedichts ein. Es schien die Atmosphäre eines Ortes wie diesem zu verkörpern.

»Mit Krausen um die Hälse, als Teil eines sicheren Heiratsguts«, zitierte ich laut.

Rebecca hörte mit dem Tippen auf. »Was?«

»Das ist eine Zeile aus einem Gedicht von Louis MacNeice.«

Sie sah mich verständnislos an.

»Ich habe gerade an den Unterschied zwischen diesem idyllischen Fleckchen Erde und dem Ort gedacht, an dem ich aufgewachsen bin«, sagte ich. »Es kommt mir so vor, als wäre Ardoyne Welten entfernt.«

»Shepherd's Bush auch.« Und damit fasste sie in einem Satz zusammen, was in meinen Augen den Wesenskern Englands ausmachte.

Ich schloss die Augen und stellte mir die schmalen Straßen und roten Backsteinhäuser von North Belfast vor. Die Seitengassen und Vorgärten, schmal wie Handtücher, die ihren Namen kaum verdienten. Flax Street Mill und Holy Cross Monastery markierten die Grenzen des Pfarrbezirks, der bis zum vierzehnten Lebensjahr meine Welt gewesen war, eine Welt, in der ich mich sicher und glücklich wähnte.

Mein Vater war Taxifahrer. Er hatte 1941 im Royal Army Service Corps fahren gelernt. Dreißig Jahre später, als die unwillkommenen, angsteinflößenden britischen Truppen in unseren Straßen zum Alltagsbild gehörten, fragte ich meinen Vater, warum er in die Armee eingetreten war. »War es wegen Hitler, Daddy?« Wir nahmen den Zweiten Weltkrieg gerade in der Schule durch.

»Tochterherz, das weiß der Himmel.« Dad dachte einen Moment nach. »Zur Army zu gehen war besser, als Barkeeper in einem Hotel in den Midlands zu werden. Es gab mir das Gefühl, ein erwachsener Mann zu sein. Ich wollte wissen, wie er ist, der Krieg. Ich hatte Lust, etwas von der Welt zu sehen, mir den Wind um die Nase wehen zu lassen.« Er seufzte. »Vielleicht sind einige Männer dort draußen aus den gleichen Gründen in die Armee eingetreten.« Er schwieg erneut. »Die Brits haben nur in einem einzigen moralisch gerechtfertigten Krieg gekämpft«, fügte er leise hinzu. »Und ich war dabei.« Seine Stimme wurde hart. »Sieh zu, dass du dich in der Schule anstrengst, damit du deine Prüfungen bestehst und einen guten Job findest, mein Kind. Von einer Fahne wird man nicht satt. Und von einer Waffe auch nicht.« Mum war Friseurin. Sie hatte Dad 1947 bei einer Tanzveranstaltung in der Floral Hall kennengelernt. Sie war einundzwanzig und hatte einen festen

Freund, Steward auf der Princess Victoria, der Fähre zwischen Larne und Stranraer. Er kam ums Leben, als das Schiff 1953 bei einem verheerenden Unwetter sank.

»Stell dir vor, wenn ich ihn geheiratet hätte, wäre ich noch vor dem dreißigsten Lebensjahr Witwe geworden«, sagte Mum, als sie uns von ihm erzählte.

Ich erinnere mich, dass Dad uns zuzwinkerte. »Ich werde dafür sorgen, dass ich dich überlebe, Kathleen.«

»Sei dir da nicht zu sicher«, erwiderte Mum lachend.

Mums größter Wunsch war ein gewisser sozialer Status, sie wollte zur Mittelschicht gehören. Nicht, dass sie sich jemals in diesem Sinn geäußert hätte, aber ich wusste, was sie meinte, wenn sie mir das Gleiche wie Dad predigte. Streng dich an. Sieh zu, dass du einen guten Job findest. Spar das Geld, das du verdienst. Kauf dir ein Haus.

Ich wusste, dass sie davon träumte, eines der imposanten Häuser zu bewohnen, die im Immobilienteil von Zeitschriften wie Vogue oder Country Living zum Verkauf angeboten wurden. »Hochherrschaftliches Anwesen in ländlicher Umgebung mit zweieinhalb Hektar Grund, Gartenlandschaft und Pferdekoppeln. Denkmalgeschütztes Gebäude.« Die Hochglanzmagazine wurden für die Kundinnen des Friseursalons gekauft. Mum nahm die alten Ausgaben mit nach Hause.

Sie las auch Bücher. Überwiegend Liebesromane, aus der Bücherei. Als ich geboren wurde, wollte sie mich unbedingt Daisy nennen, nach der Heldin eines Buches, das sie während der Schwangerschaft verschlungen hatte. »Das ist kein Name für ein katholisches Kind«, wettete der Priester. »Wenn Sie schon etwas Ausgefallenes nehmen müssen, dann Louise.«

Meine Taufe war vorbei, bevor jemand auch nur einen schwachen Protest anmelden konnte. Meine Großmutter stimmte mit Father Doyle überein. Sie war der Meinung, Daisy sei ein protestantischer Name.

Ich fand diese Geschichte lustig, aber auch beunruhigend. Ich fragte mich, ob sich daraus mein Gefühl der Unsicherheit in nahezu allen Lebenslagen erklärte. Mein jüngerer Bruder Michael fand, das sei reine Einbildung. Er meinte, mir mangle es deshalb an Selbstsicherheit, weil wir so oft umziehen mussten. Wooldene strahlte Sicherheit und Geborgenheit aus. Es war eines jener Häuser, von denen meine Mutter geträumt hatte. Unantastbar und selbstbewusst. Ein Haus, in dem eine Daisy gelebt hätte.

## *Diana*

Der Winter weckte stets das Bedürfnis in mir, Winterschlaf zu halten. Ich verkroch mich in meinem Bettzeug wie ein Tier in seinem Bau. Im Winter schlief ich immer länger und tiefer. Doch an meinem Geburtstag wachte ich früh auf.

Ich steckte meinen Kopf aus dem Berg aus Decken und sagte laut: »Heute habe ich Geburtstag. Herzlichen Glückwunsch.« Die Worte weckten ein Gefühl der Befriedigung in mir, und ich war auf einen Schlag hellwach. Ich wartete darauf, dass die vertrauten Gegenstände in der Dunkelheit Form annahmen, und dachte über die Dinnerparty am Vorabend nach. Selleriesuppe, Wintersalat, Fasan in Calvados. Ich hatte eine Flasche ganz hinten im Regal mit den alkoholischen Getränken gefunden. Ich hatte einen ganzen Wigmore-Käse gekauft – der teuerste Posten auf der Einkaufsliste – und eine Art vorweihnachtlichen Christmas-Pudding zubereitet, aus Trockenobst und dem restlichen Calvados. Einen ähnlichen Christmas-Pudding gab es früher immer in der Schule, ohne Calvados, versteht sich. Wir nannten ihn Lucky Dip. Das gesamte Menü kostete fünf Pfund pro Person, und ich war erleichtert, dass wir es uns noch leisten konnten, Gäste zu bewirten. Nicht, dass Henry Wert darauf zu legen schien. Sein Interesse an Gesellschaft ließ immer mehr nach.

»Du fährst kaum noch in die Stadt«, hatte ich schon einige Wochen zuvor zu ihm gesagt.

Er hielt den Blick unverwandt auf die Zeitung gerichtet. »Es gibt keine Parkmöglichkeiten in Henley. In Reading sieht es aus wie auf der Müllkippe. Überall ausgespuckter Kaugummi auf den Straßen. Ekelhaft. In Oxford gibt es keine Parkmöglichkeiten und jede Menge Müll. Marlow geht auch nicht, da hat Jenny den Großteil meines Geldes verjubelt. Ich kann dort keine Straße entlanggehen, ohne daran erinnert zu werden. Vielen Dank, da bleibe ich lieber zu Hause«, antwortete er.

»Am Montag habe ich Geburtstag. Ich würde am Sonntag gern ein, zwei Leute zum Abendessen einladen.«

Henry legte die Zeitung beiseite. »Gott sei Dank, endlich gibt es etwas zu feiern.«

Er ging ins alte Haus hinüber und kehrte mit einer Flasche Portwein zurück. »Ein guter Vorwand, sie zu öffnen. Von Taylors. Dein Jahrgang. Wir sollten ihn trinken. Verliert mit den Jahren an Qualität.«

Wie ich, dachte ich insgeheim.

»Meine Güte, ist das ein edler Tropfen«, schwärmte Ronnie Bolton gleich beim ersten Schluck. Seine braunen Schweinsaugen strahlten. »Der beste Port, den ich jemals getrunken habe.«

»Mein Vater liebte Port«, erklärte Henry erfreut. »Und Wein. Im Keller befindet sich ein interessantes Depot.«

Ich machte mir eine mentale Notiz, den Wert der Weine von einem Fachmann schätzen zu lassen. Henry brauchte jeden Penny, um das Dach ausbessern zu lassen.

Ronnie warf mir über den Tisch eine Kuschhand zu. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Diana. Ich werde dich nicht fragen, wie alt du geworden bist.«

Susan, die solchen Dingen immer auf den Grund zu gehen versuchte, runzelte die Stirn über den dunklen Augenbrauen.

»Aber Diana ist jünger als du, Henry, oder?«

»Inzwischen schon.« Henry wurde mit jedem Tag sarkastischer.

»Ich hatte drei ältere Schwestern«, warf Ronnie mit gespielt düsterer Miene ein. »Im Lauf der Jahre wurden sie alle jünger als ich.«

Ich bemühte mich, Henry keines Blickes zu würdigen.

»Für dein Alter siehst du jung aus, Ronnie«, entgegnete ich beiläufig. »Mach dir also keine Sorgen.« Dann wechselte ich bewusst das Thema.

Nach dem Essen spielten wir Bridge. Susan tat sich mit Henry zusammen.

»Wir sind ein unheimlich gutes Team«, sagte sie. Langsam kam mir der Verdacht, dass sie ein Auge auf ihn geworfen hatte.

Der Gedanke trieb mich aus dem Bett. Ich zog mich an, ging in die Küche, ließ Paddy nach draußen und trug die Gemüseschalen und den Kaffeesatz vom Vorabend zum Komposthaufen. Ich stolperte über den Spaten, den Tomasz achtlos gegen die Rückwand des ebenerdigen Wohnhauses gelehnt hatte, und konnte gerade noch verhindern, dass sich der Inhalt des Plastikeimers über die Hintertreppe ergoss.

Ich hüpfte auf einem Fuß, rieb mein Schienbein und erwünschte Tomasz und die Geistesabwesenheit, die sich seit geraumer Zeit bei ihm bemerkbar machte. Dahinter steckte natürlich eine Frau. Er hatte mir ein Foto von ihr gezeigt.

»Sie heißt Anna. Sie ist aus Posnan.« Sein Lächeln war eine Mischung aus Begehrlichkeit und ehrfürchtiger Scheu.

Ich dachte, wie nett ich es fände, einem Mann wieder ein solches Lächeln zu entlocken, und mir wurde bewusst, dass ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte.

Catherine rief an, als ich gerade das Frühstück zubereitete.

»Herzlichen Glückwunsch, liebste Mama.«

»Wie schön, deine Stimme zu hören. Bist du so lange aufgeblieben, um mich anzurufen?«

»Wir hatten Freunde zum Abendessen eingeladen. Ich bin gerade mit dem Aufräumen fertig geworden. Bei uns ist es fast Mitternacht.«

»Wie geht es den Kindern?«

»Sie schlafen tief und fest, Gott sei Dank. Sie rufen dich morgen früh an. Gegen sechs Uhr abends nach eurer Zeit. Am Montag ist das Gartencenter geschlossen, oder? Was hast du geplant an deinem Geburtstag?«

»Ich werde Tulpen pflanzen. Und Tante Lucy besuchen.«

»Ach du meine Güte, nimm dir doch einen Tag Auszeit, Mama«, sagte Catherine im Befehlstön. »Lucy wird sich nicht daran erinnern, ob du da warst oder nicht.«

»Sie liebt Besuch.«

»Sie hat mich nicht erkannt, als ich sie im Sommer besucht habe.«

»Sie hatte dich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen.«

»Du bürdest dir viel zu viel auf, Mama.«

Catherine hatte die Neigung entwickelt, mir Strafpredigten zu halten. Sie war entsetzt gewesen, als ich ihr sagte, dass ich zu Henry ziehen würde.

»Du musst den Verstand verloren haben. Du weißt, dass er im Haushalt zu nichts zu gebrauchen ist. Am Ende bist du diejenige, die alles für ihn macht.«

»Das ist billiger für uns beide. Er ist allein. Ich bin allein. Wir kommen bestens miteinander aus. Und mein kleines Gartencenter floriert. So ist es viel einfacher, als wenn ich jeden Tag von Amersham herfahren müsste.«

»Wenn dir das Geschäft über den Kopf wächst, sitzt du dort fest und bist auf ihn angewiesen.«

Das war ein weiterer Punkt, der mich ärgerte. Catherine redete mit mir, als wäre ich senil. Ständig schnitt sie die Themen Altersvorsorge und Ruhestandsplanung an.

»Wir kommen gut miteinander aus. Henry ist sehr ordentlich.«

»Mag sein, aber nur, weil er in der Armee war. Ansonsten ist er alles andere als organisiert. Wie auch immer, ich werde mal Carl fragen, was er dazu meint.«

Als Carl in seiner gelassenen kalifornischen Art erklärte: »Ich glaube, deine Mutter hat recht, Schatz. Es ist sinnvoll, wenn die beiden zusammenwohnen«,

war Catherine beruhigt. »Aber du musst Henry dazu bringen, dir im Haushalt zu helfen«, sagte sie. »Er kann sich keine Putzfrau leisten. Das alte Haus verschlingt Unsummen.«

Nun wollte sie wissen, was ich zum Geburtstag bekommen hatte.

»Henry hat mir eine Skizze von dir, Carl und den Kindern im Obstgarten geschenkt. Er muss sie heimlich gemacht haben, als ihr uns im Sommer besucht habt. Von Susan Reynolds habe ich eine Flasche Gin bekommen und dazu eine Karte, auf der stand: ›Besser als Botox. Lähmt mehr Muskeln.«

Catherine hatte ein herzhaftes Lachen. Ich wünschte, ich könnte es öfter hören.

»Ich wünsche dir einen wunderschönen Tag, Mama. Und lass den Besuch bei Lucy ausfallen. Gönn dir eine Ruhepause.«

»Wie kommt es, dass erwachsene Töchter einen ständig bevormunden, im Gegensatz zu erwachsenen Söhnen?«, fragte ich Henry, als er die Küche betrat. »Peter käme nie auf die Idee, dir vorzuschreiben, was du tun und lassen solltest, oder?«

»Wenn du mich fragst, fehlt ihm dazu der Mut. Er überlässt es sogar Christine, sein eigenes Leben in die Hand zu nehmen.«

»Magst du sie nicht?«

»Nicht besonders. Sie hat keine Ausstrahlung. Sie passt nicht zu ihm. Man kann von Jenny sagen, was man will, aber sie hatte wenigstens eine gewisse Ausstrahlung.«

Überwiegend in Form von Klunkern rund um den Hals, von Henry bezahlt, dachte ich.

»Seine Mutter hat keinen Tag verstreichen lassen, ohne Geld auszugeben. Und jetzt ist er mit einer Frau verlobt, die sich sogar an Weihnachten jede Ausgabe verkneift.« Er lachte. »Peter ist fünfunddreißig. Ich nehme an, er weiß, was er tut.«

»Catherine wird nächstes Jahr vierzig. Ich kann nicht glauben, dass ich eine Tochter habe, die fast vierzig ist.«

Wie die Zeit vergeht!, dachte ich. Gerade noch ein Teenager, dann ein Mal blinzeln, und schon bin ich zweiundsechzig.

*Louise*

Ich stand an der Türschwelle zum Garten und sah Rebecca zu, die über den Rasen schlenderte, Fotos schoss und hin und wieder stehen blieb, um sich die Haare hinter die Ohren zu streichen, eine vertraute Geste. Sie hatte sich in den letzten vierzehn Jahren kaum verändert. Sie war dunkelhaarig und elegant. Neben ihr kam ich mir immer noch vor, als bestünde ich nur aus Beinen und Sommersprossen.

Wir lernten uns Anfang der achtziger Jahre in Belfast kennen. Ich hatte gerade einen Job bei einer unabhängigen Produktionsfirma angetreten, die für die BBC eine Kinderfilmserie produzierte. Ich wohnte zu Hause, bei Mum, Dad und Michael in West Belfast. Damals konnte man nie sicher sein, nach Einbruch der Dunkelheit unbeschadet in diese urbane Kriegszone zurückzukehren. Ich war sechsundzwanzig und konnte es nicht erwarten, mir ein Leben außerhalb des schützenden Kokons meiner Familie aufzubauen. Ich fand eine kleine Mietwohnung unweit der Universität. Die Entfernung zwischen den baumlosen Straßen, halbmondförmigen Häuserreihen und Sackgassen von Andersonstown, über die stündlich Beobachtungshubschrauber kreisten, und den grünen Prachtstraßen in South Belfast betrug kaum mehr als eine Meile, doch es war, als lebte man in einem Paralleluniversum. Um es zu betreten, galt es, Kontrollpunkte und Sicherheitsbarrieren zu passieren, die morgens geöffnet wurden, sich abends schlossen und die von Unruhen heimgesuchten Stadtviertel abschotteten – wie ein cordon sanitaire, ein Sicherheitsgürtel, der ursprünglich zum Eindämmen von Seuchen errichtet wurde.

Ich hängte am Schwarzen Brett der BBC einen Zettel auf, um eine Mitbewohnerin zu finden. Rebecca war vorübergehend dem Drama Department zugeteilt worden, der Beratungsstelle für die Autoren geförderter Drehbuchprojekte, und brauchte eine Bleibe. Wir waren uns auf Anhieb sympathisch. Charakterlich schienen wir einander hervorragend zu ergänzen. Ich war unsicher und detailbesessen. Rebecca war selbstbewusst und hatte stets das übergeordnete Bild im Blick.

Wenn die Dinge gut für Rebecca liefen, legte sie die Hände in den Schoß und ließ sich treiben. Sie war der Meinung, dass Erfolg automatisch weitere

Erfolge nach sich zog. Wenn bei mir alles zum Besten stand, wurde ich nervös. Eine leise Stimme fütterte mein Gehirn mit düsteren Klischees: Hochmut kommt vor dem Fall, man sollte den Tag nicht vor dem Abend loben und so weiter. Ich hatte Angst davor, den Weltuntergangspropheten in meinem Inneren zu verbannen. Das Gefühl drohenden Unheils war in meinen Augen der Preis, den ich für die Erfüllung meiner Wünsche bezahlen musste. Unser biografischer Hintergrund war ähnlich. Auch Rebeccas Vater war Taxifahrer. Unsere Mütter wünschten sich, dass ihre Kinder es einmal besser haben und im Beruf erfolgreich sein sollten. Unsere Eltern mussten die Schule im Alter von vierzehn Jahren verlassen. Rebecca und ich hatten eine höhere Schule besucht. Wir hatten studiert. Wir hatten Ambitionen. Wir befanden uns bereits auf der Zielgeraden. Doch Rebecca verfügte über eine Verwegenheit, die mir fehlte.

Sie drängte mich dazu, mich für die leitende Stelle in der Produktionsfirma zu bewerben. Ich glaubte nicht, dass sie mich überhaupt in Betracht ziehen würden.

»Du bist intelligent, gut organisiert und bereit, hart zu arbeiten. Der Job ist wie geschaffen für dich.« Sie hatte mir zahlreiche Tipps gegeben und mich dazu gebracht, mein Bankkonto zu überziehen, indem ich mir für das Vorstellungsgespräch ein elegantes Kostüm kaufte. »Hör auf, dir ständig Sorgen zu machen. Betrachte es als Investition in deine Zukunft.« Sie beriet mich beim Kauf. »In allen anderen Belangen hast du ein fantastisches Gespür für Farben, aber du selbst trägst ständig Beige – warum? Wieso versuchst du, dich unsichtbar zu machen? Das gelingt dir sowieso nicht, du bist groß und hast feuerrote Haare. Mach das Beste daraus. Betone deinen Typ, verleihe ihm eine dramatische Note. Trag kräftige Farben, Pink, Violett, Mitternachtsblau. Und Schuhe mit hohen Absätzen.«

»Dann überrage ich alle anderen, wie ein Schiffskran.«

»Ist doch gut«, entgegnete Rebecca.

Mit ihrer Unterstützung wagte ich es, am Arbeitsplatz mehr aus mir herauszugehen, forscher aufzutreten. Ich meldete mich bei Mitarbeiterbesprechungen häufiger zu Wort. Ich plädierte für Veränderungen, von denen ich wusste, dass sie die Effizienz der Abteilung verbessern würden. Es begann mir Spaß zu machen, mich zu behaupten.

Rebecca bemühte sich, mir im Umgang mit Männern mehr Selbstbewusstsein einzuflößen.

»Tut mir leid, aber Louise ist im Moment nicht da. Kann ich ihr etwas ausrichten?« Sie scheuchte mich mit einer Handbewegung weg. »Ich glaube, sie hat heute Abend eine Einladung ins Theater.« Sie legte den Hörer auf. »Er

soll sich ja nicht einbilden, du hättest an einem Samstagabend nichts Besseres vor. Du musst ein bisschen mehr Selbstvertrauen entwickeln. Wenn er das nächste Mal mit dir ausgehen will, wird er nicht erst Samstagmorgen, sondern früher anrufen.«

Wir hatten einander versprochen, in Kontakt zu bleiben, als sie nach London zurückkehrte, und wir schafften es auch, zumindest für eine Weile. Ich verbrachte ein Wochenende bei ihr. Sie besuchte mich für eine Woche in Donegal. Doch meine Mutter verfiel zunehmend in Depressionen, und es wurde für mich immer schwerer, mich loszueisen. Rebecca und ich telefonierten ein paar Mal und schickten einander Weihnachtskarten. Dann zog sie nach New York. Ungefähr ein Jahr später erhielt ich eine Einladung zur ihrer Hochzeit. Ich konnte nicht kommen. Danach verloren wir uns aus den Augen.

Ich lebte bereits seit zwei Jahren in London, als ich in einer Ausgabe des Evening Standard ein Foto von Rebecca entdeckte. Es war eigentlich mehr ein halbes Foto, weil sie der Kamera den Rücken zukehrte und am Rand einer Gruppe von BAFTA-Gewinnern stand – ein Preis, den die britische Akademie der Film- und Fernsehkunst vergab. Laut Bildunterschrift hieß sie jetzt Hood, nicht Morrison, aber ich erkannte sie auf Anhieb. Sie hatte noch die gleichen glatten, dunklen, schulterlangen Haare und eine Haltung, an die ich mich gut erinnerte. Sie schien vor Energie zu bersten und sah aus, als wäre sie ständig auf dem Sprung.

Ich suchte sie im Internet und stieß auf die Website ihrer Firma. Ich schickte ihr eine E-Mail. Sie rief am nächsten Tag an. Als ich ihr erzählte, dass ich jetzt Line Producer und somit verantwortlich für die reibungslose Durchführung von Produktionen und die Überwachung der Kosten war, bot sie mir umgehend einen Job an.

»Ich arbeite an einem Thriller aus der elisabethanischen Epoche, basierend auf der Lebensgeschichte von Amy Robsart. Ich habe Teddy Hammond verpflichtet, er ist gerade mit der dritten Fassung des Drehbuchs beschäftigt.«

Der Name war mir bekannt. Er hatte The Watsons, einen unvollendeten Roman von Jane Austen, für die weltweit tätige Produktionsfirma Granada adaptiert. Er war BAFTA-Preisträger.

»Ich habe mehr oder weniger schon etwas Neues in Aussicht.« Das stimmte, mehr oder weniger. Die Filmindustrie legte ein rasantes Tempo an den Tag, und man musste ständig am Ball bleiben. Ich hatte gerade einen Film abgeschlossen und begann zu überlegen, welches der neuen Projekte die größten Chancen haben könnte, an den Start zu gehen und abzuheben. Es

waren einige Low-Budget-Filme in Planung, von Produzenten, mit denen ich schon zusammengearbeitet hatte und die sich mit mir in Verbindung gesetzt hatten.

»Ich habe Fördergelder zur Verfügung, um dich zu bezahlen.« Rebecca klang zuversichtlich.

Dieses Argument gab den Ausschlag, und ich nahm ihr Angebot an.

»Bei uns geht es zu wie im Taubenschlag, die eine kommt, die andere geht«, lachte Rebecca. »Ich habe gerade eine unbrauchbare Produktionsassistentin gefeuert. Aber es steht schon eine ganze Horde von Bewerberinnen Schlange, um für einen Hungerlohn zu arbeiten. Sie alle wollen einen Fuß in die Tür bekommen. Einen guten Regisseur zu finden ist ungleich schwieriger.«

»Jack McQuitty hat gerade Treasure Island für die BBC abgedreht. Wir sind uns letzte Woche zufällig über den Weg gelaufen.«

»Jack McQuitty? Gute Idee. Dann wären wir komplett, wie in alten Zeiten.«

»Schön, dass wir wieder Kontakt haben.«

»Du hättest Belfast schon vor langer Zeit verlassen sollen, Louise.«

»Ich bin ja jetzt hier.«

Und dann begannen wir zu erzählen, wie es uns in der Zwischenzeit ergangen war.

»New York war ein Reinfall«, sagte Rebecca. »Dort wimmelt es vor alleinstehenden Frauen, und die Männer sind Freiwild. Mein Ehemann eingeschlossen. Am Ende versuchte Sam nicht einmal mehr, seine Affären geheim zu halten. Nach der Scheidung kehrte ich nach London zurück. Was ist mit dir?«

»Ich bin nicht verheiratet.«

»Ich bin mit einem Juristen liiert. Einem Anwalt, der vor höheren Gerichten plädiert. Ich habe ihn durch den Anwalt kennengelernt, der die Vertragsverhandlungen für unseren Film führt. Er heißt Robert. Mein Freund, meine ich. Robert Thompson.«

An der Art, wie sie seinen Namen aussprach, merkte ich, dass er wichtig für sie war.

»Was ist mit dir, Louise? Hast du derzeit eine Beziehung?«

»Im Moment nicht.«

»Immer noch auf der Suche nach dem Mann fürs Leben?«

»Wo Leben ist, ist auch Hoffnung.«

Ich lächelte vor mich hin, als ich mich an dieses Gespräch erinnerte und daran dachte, wie viel Spaß es machte, wieder mit Rebecca zusammenzuarbeiten.

Ich fragte mich gerade, ob ich eine Weihnachtsfeier mit Jacky und einigen anderen Freunden aus alter Zeit organisieren sollte, als eine aristokratisch

klingende Stimme hinter mir sagte: »Kann ich Ihnen helfen?«

Ich fuhr herum und erblickte eine imposante blonde Frau mit kühler, wengleich überraschter Miene, einem markanten Gesicht und einer dreizinkigen Gartenforke aus rostfreiem Stahl in der Hand. Sie sah aus wie eine Statue der Britannia.

Rebecca eilte mir zur Hilfe. »Entschuldigung. Im Gartencenter war niemand. Wir suchen den Besitzer des Hauses.«

»Darf ich fragen, warum?« Ihre schleppende Sprechweise hatte einen leicht scharfen Unterton.

»Wir brauchen ein Tudor-Anwesen als Schauplatz für einen Film, die Dreharbeiten sollen im Frühjahr beginnen.« Rebecca holte ihre Geschäftskarte hervor. »Ich bin Rebecca Hood. Von Telekinetic Productions. Und das ist meine Kollegin Louise O'Neill.«

Britannia inspizierte die Visitenkarte. Ihr Gesicht entspannte sich. »Diana Wiseman. Guten Tag.«

Sie reichte uns die Hand.

»Kommen Sie doch bitte mit ins Haus.«

Wir traten einen Schritt beiseite und erwarteten, dass sie über die Schwelle trat. Stattdessen machte sie auf dem Absatz kehrt und führte uns ein Stück weiter den Weg entlang, an einem Feld mit Plastiktunneln und einem gepflegten Gemüsegarten vorbei.

Der Weg machte eine Rechtskurve und führte zu einer Holzscheune mit steilem Dach. Dahinter duckte sich ein konventionelles, ebenerdiges Vorstadtwohnhaus aus Ziegelsteinen mit Rasen und Blumenrabatten vor dem Haus, einer Garage an der Seite und Blumenkästen vor den Fenstern, in denen Stiefmütterchen wuchsen.

»Tut mir leid, aber das große Haus im Winter zu heizen wäre viel zu teuer. Hier ist es gemütlicher«, erklärte Britannia. »Wir vermieten die Hall für Parties und Hochzeiten. Eine Filmgesellschaft hatten wir noch nie.« Ihre Augen funkelten. »Ziemlich aufregend, finde ich.«

Sie stellte die Gartenforke neben den dazugehörigen Spaten auf die Veranda hinter dem Haus und geleitete uns in einen langen Raum, der durch einen Tisch unterteilt war. Auf der einen Seite sahen wir ein uraltes Ledersofa, einen Armsessel und einen offenen Kamin, der mit Holz beheizt wurde. Auf der anderen Seite befand sich die Küche.

»Bitte nehmen Sie doch Platz.« Sie warf einen Blick auf die Uhr. Halb vier.

»Möchten Sie eine Tasse Tee?«

»Gern, vielen Dank, Mrs. Wiseman«, sagte ich.

»Bitte nennen Sie mich Diana.« Ihr Ton war nun liebenswürdig. Ihr Lächeln

wirkte warmherzig. Sie füllte den Teekessel mit Wasser und stellte ihn auf den Herd.

Rebecca startete die Hundehaare auf dem Sofa an. Ich warf einen raschen Blick zu Diana hinüber. Sie hatte uns den Rücken zugewandt. Ich strich mit dem Handrücken über die Kissen, um die Haare zu entfernen, und zwinkerte Rebecca zu. Wir setzten uns.

Diana nahm Tassen von den Haken an der Küchenanrichte. »Worum geht es bei Ihrem Film?«

»Es handelt sich um eine Neuverfilmung von Kenilworth.«

»Nach dem historischen Roman von Walter Scott? Den habe ich im Fernsehen gesehen. In Schwarzweiß. Muss Ewigkeiten her sein.«

»Vierzig Jahre«, meinte Rebecca. »Einundvierzig, genauer gesagt. 1957. Sie müssen damals noch sehr jung gewesen sein.«

Diana sah aus, als freue sie sich über das Kompliment.

»Die Geschichte ist gut«, fuhr Rebecca fort. »Und historische Filme sind im Augenblick groß in Mode.«

»Wer spielt mit?«

»Caroline Cross und William Bowman.«

»Donnerwetter. Und Sie wollen mit den beiden hier drehen?«

»Möglich. Wenn es die zeitliche Koordinierung zulässt. Das Haus könnte auch für eine Krimiserie nach Romanen von Josephine Tey in Frage kommen, die wir ebenfalls planen.«

»Großer Gott. Ich habe ihre Bücher geliebt.« Sie zog einen Stuhl an den Tisch und nahm Platz. »Das ist eine Riesenüberraschung.«

Ich hörte Schritte und ein Scharren auf der Veranda. Die Küchentür ging auf. Ein schwarz-weißer Spaniel stürmte herein, gefolgt von einem Mann mit einem gelben Halstuch, der ein Gewehr in der einen und ein totes Kaninchen in der anderen Hand hielt. Es war der Mann, den ich zuvor auf dem Feld gesehen hatte. Er hielt das Kaninchen an den Hinterläufen in die Höhe.

»Abendessen«, verkündete er.